

Valeria Luiselli: „Anfang Mitte Ende“

Was Mutterschaft bedeutet

Von Meike Feßmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 16.08.2026

Eine Patchworkfamilie ist auseinandergebrochen, eine Schriftstellerin sucht für sich und ihre Tochter eine neue Lebensform. Was gewöhnlich klingt, entwickelt sich unter der Feder der großartigen Valeria Luiselli nicht nur zu einer Road-Novel durch Sizilien, sondern zu einem Abenteuer der Menschheitsgeschichte.

Beinahe wäre sie in einem Pool ertrunken, glaubt die Zwölfjährige, in einem gitarrenförmigen Pool in Memphis, Tennessee. Doch die Mutter sagt, dass es nicht stimmt. Die ist Schriftstellerin und weiß, wie die Tochter darauf gekommen ist. In ihrem letzten Roman hat sie eine Geschichte erzählt, in der ein kleines Mädchen, Tochter der Erzählerin, beinahe ertrinkt.

Wie immer geht es doppelbödig zu bei Valeria Luiselli, der in New York lebenden, viel reisenden mexikanischen Schriftstellerin. Und natürlich kommt diese Doppelbödigkeit auch ihrem neuen Roman zugute. Sein Thema ist gar nicht so ungewöhnlich, zumindest oberflächlich betrachtet. Eine Familie ist auseinandergebrochen. Für Mutter und Tochter geht es nun um das, was man einen Neuanfang nennt. Doch die Mutter ist eben Schriftstellerin, philosophisch gebildet, in vielen Weltgegenden und Kontexten unterwegs. Und also misstraut sie der Idee des Neuanfangs, des Anfangs überhaupt. Aber sie braucht ihn doch. Und so beginnt der Roman:

„Am Anfang waren eine Mutter und eine Tochter. Später, irgendwo näher zur Mitte hin, kamen weitere Mütter und Töchter dazu, Männer und überhaupt andere Menschen. Doch vorerst sind es nur sie und ich, und durch einen Spalt zwischen den Vorhängen fällt ein Sonnenstrahl ins Schlafzimmer, der Strahl durchquert die dicke rauchige Luft und berührt das Bett, taumelt als Linie über die Falten des Lakens von ihren Zehen hinauf über ihre Beine, ihren Bauch, ihre Brust und ihren Hals, um sich schließlich in ihrem Gesicht aufzulösen, sie schläft, und ich lege meine Hand auf ihre Stirn und wecke sie sanft.“

Valeria Luiselli

Anfang Mitte Ende

Aus dem Englischen
von Brigitte Jakobeit

Rowohlt Verlag, Hamburg

368 Seiten

26 Euro

Eine Art Fortsetzungsroman

Die Tochter ist mit zwölf auf der Schwelle zwischen Kind und Heranwachsender. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem fünfjährigen Mädchen, das in Valeria Luisellis 2019 erschienenem Vorgängerroman „Archiv der verlorenen Kinder“ folgendermaßen charakterisiert wird, wenn es die streitenden Eltern zur Ordnung ruft:

„Ohne die Fassung zu verlieren, setzt sie tief und müde seufzend einen Punkt in unseren Wortwechsel und räuspert sich. Wir verstummen. Und als sie merkt, dass sie unsere volle, stille zerknirschte Aufmerksamkeit hat, gibt sie uns, als Zusammenfassung ihrer Intervention, einen letzten Rat. Manchmal spricht sie mit uns – obwohl sie noch keine sechs ist, immer noch Daumen lutscht und gelegentlich ins Bett macht – mit derselben versöhnlichen Haltung, die Psychiater ausstrahlen, wenn sie ihren wankelmütigen Patienten Rezepte ausstellen: Hör zu, Papa. Ich glaube, es wird Zeit, dass du eine von deinen Kippen rauchst. Und du, Mama, du musst dich nur auf deine Karte und auf dein Radio konzentrieren. Okay? Ihr müsst jetzt beide mal das ganze Bild im Blick haben.“

Man kann „Anfang Mitte Ende“ durchaus als Fortsetzung des Vorgängerromans lesen. Er ist gleichfalls wie eine Road-Novel konstruiert. Nur geht es dieses Mal nicht als vierköpfige Patchworkfamilie quer durch die Vereinigten Staaten, sondern zu zweit durch Europa und vor allem Sizilien. Die Erzählerin hat ihre Tochter – beide bleiben namenlos – für den Rest des siebten Schuljahrs zum Homeschooling angemeldet. Sie darf bei der Lesereise durch Europa dabei sein. Dort hört sie auch, was die Mutter bei Lesungen vorträgt. Bei einem Interview in Amsterdam schaltet sie sich sogar ein:

„Vor einigen Wochen, in Amsterdam, hatte mich ein sehr junger Journalist mitten in einem Interview in einem lauten Café gefragt, ob ich meine Arbeit als autobiografisch oder als Autofiktion bezeichnen würde. Keins von beiden, erwiderte ich defensiv. Ich stritt es ab wie ein Bagatelldelikt und verstieg mich in eine verwirrende Erklärung, warum meine Literatur nicht von dieser Art sei, die mich wirklich nicht interessierte. Doch dann blickte meine Tochter, die neben mir saß und las, von ihrem Buch auf, sah dem Journalisten direkt in die Augen und gab einen Monolog der Figur eines Mädchens in meinem Roman wieder, ein kleines Mädchen, das in dem Roman die Tochter der Erzählerin ist.“

Wenn Erinnerungen und Imagination ineinanderfließen

Die Tatsache, dass es verdammt kompliziert wäre, dem Journalisten zu erklären, dass nicht sie, die Schriftstellerin, das Leben nachahmt, sondern die Tochter eine literarische Figur imitiert, ist noch ihr kleinstes Problem. Denn so langsam dämmert ihr, dass sie mit ihrer literarischen Arbeit womöglich die Erinnerungen ihrer Tochter verfälscht. Erinnerungen, insbesondere Kindheitserinnerungen, sind selbstverständlich nie schlichte Abbildungen einer vermeintlichen Realität. Was die Erzählerin beunruhigt, ist allerdings noch einmal etwas anderes:

„nämlich dass der Strom ihrer Erinnerungen und der Strom meiner Vorstellungskraft ineinanderfließen, sodass wir sie eines Tages nicht mehr auseinanderhalten können.“

Valeria Luiselli ist keine realistische Erzählerin, auch wenn ihr Werk politisch ist. Sie liebt es, die imaginären Ströme der Literatur anzupapfen, die Tradition eines Jorge Luis Borges oder

eines Lewis Carroll. Gleichzeitig spielt sie mit dokumentarischen Elementen. Etwa Polaroid-Fotos, die sich am Ende ihrer meisten Romane finden. „Anfang Mitte Ende“ ist sogar per QR-Code verlinkt mit einem „Sonic Book“ auf der Homepage ihres Verlags, über das man sich Audiofiles anhören kann, auch einige Videos sind dabei. Sie setzt alles daran, das geschilderte Geschehen zu beglaubigen, auch wenn die vermeintliche Authentizität, ähnlich wie bei dem deutschen Schriftsteller W.G. Sebald, eine Falle sein kann. Fiktion heißt für sie, etwas Gefundenem eine Form zu geben, und die darf auch extravagant sein. Wird diese spezielle Ästhetik zu einem Problem, wenn man eine Heranwachsende in sie verwickelt? Das ist eine der Fragen, die der Roman aufwirft, während er über Mutterschaft und Schreiben nachdenkt und vor unseren Augen zu entstehen scheint.

Der mythische, literarische Sehnsuchtsort Sizilien

Der Besuch Siziliens steht am Ende der Lesereise. Sie hat auch die Funktion, in die poetologischen Grundannahmen der Schriftstellerin Valeria Luiselli einzuführen. Man kann sie als Stimmgabel verstehen, als sinnlichen Eindruck einer Ästhetik, in die man zuvorkommend involviert wird, bevor es richtig losgeht. Die Hafenstadt Catania an der Ostküste Siziliens am Fuß des Ätna ist ihr erstes Ziel auf der Insel.

Endlich können sie eine Zeitlang ungestört an einem Ort bleiben. Sie dürfen die geschmackvoll ausgestattete Wohnung eines Pianisten nutzen, der auf Tournee ist. Mit ihm hatte die Erzählerin eine kurze, heiße Affäre in New York. Sie ist ein wenig enttäuscht, dass er vor ihrer Ankunft abgereist ist. Mutter und Tochter erkunden die Stadt, den Markt, die Kathedrale. Auf dem Fischmarkt lassen sie sich den Kopf eines Schwertfisches andrehen, der sie tagelang mit großen Augen aus dem Kühlschrank heraus anglotzen wird. Und so hört sich der Sound des Fischmarkts an, den die Autorin als Hörbeispiel integriert hat.

Der „Weg in eine neue Form der Mutterschaft“ soll auch der „Weg zurück zum Schreiben“ sein, heißt es. Der Ort, die Umgebung, die Gespräche mit der Tochter fließen in den Roman ein. Aus der Ferne ist sogar die Mutter der Erzählerin ständig ins Geschehen involviert. Aus ihrem Häuschen in einer winzigen Ortschaft östlich von San José, wo der Pazifik auf den Golf von Kalifornien trifft, begleitet sie die Reise ihrer Tochter und Enkelin mit Text- und Sprachnachrichten. Meist sind es Warnungen, Tipps, Ermahnungen, hin und wieder erzählt sie auch aus ihrem Alltag. Sie ist in einer „radikalen Umweltgruppe“ aktiv, wie es heißt, und kündigt immer wieder an, sie müsse für eine Aktion bald offline gehen. Nach der Scheidung war sie nach New York gekommen, um ihre Tochter zu unterstützen. Nun allerdings macht sich die Erzählerin Sorgen. Sie meint Anzeichen von Demenz bei ihrer Mutter zu erkennen, deren eigene Mutter aus Sizilien stammte, mit zweiundzwanzig nach Mexiko emigrierte und früh an Alzheimer erkrankte.

Eine neue Form für eine zerbrochene Familie

Es sind also drei beziehungsweise vier Generationen im Spiel. Die Autorin verfolgt eine Doppelstrategie. Sie sucht eine neue Form für eine zerbrochene Kleinfamilie, und sie erkundet die Stärke weiblicher Genealogie, die sie in einen größeren, mythologischen Zusammenhang einpasst. Am Anfang hatte die Erzählerin gehofft, die Scheidung sei für ihre Tochter weniger schlimm, weil er nicht ihr biologischer Vater war. Aber eigentlich weiß sie, dass es eine Katastrophe für die Tochter bedeutet.

„Nach der Scheidung waren ihr Stiefvater und ihr Stiefbruder in eine andere Stadt in einem anderen Bundesstaat gezogen, und obwohl die Vorsilbe ‚Stief-‘ den Schlag hätte abmildern können, kannte sie nur diese Familie, kannte keine andere Vorstellung von Liebe, und so erlebte sie einen Totalverlust.“

Der ganze Roman ist ein Balanceakt. Die Erzählerin will und muss das neue „Wir“ aus Mutter und Tochter irgendwie in eine stabile Form überführen. Doch noch ist alles im Übergang, labil, porös, verletzlich. Einmal fragt die Tochter, warum sie den Stiefvater verlassen habe, und sie muss eine Antwort geben, die nicht gelogen ist, ohne dabei Intimitäten auszulplaudern. Oder sie fragt die Tochter, ob sie ihren Bruder vermisse. Und das Mädchen weicht aus, weil es weder sich selbst noch der Mutter Schmerz zufügen will.

Das feine Gewebe aus Rücksichtnahme und Resonanz, das sich zwischen Großmutter, Mutter und Tochter aufspannt, ist vielleicht die eigentliche Sensation dieses raffiniert konstruierten Romans. Es ist einem Hintergrundrauschen abgetrotzt, das vor allem mit männlicher Gewalt konnotiert ist: Aus der Bibliothek des Pianisten greifen sie zu den lateinischen und griechischen Klassikern, sie lesen Homer, Ovid, Seneca, Hesiod und Plinius den Älteren. Aber auch die Gewalt der Natur, verkörpert durch frühere Ausbrüche des Ätna und seine bedrohliche Präsenz, spielt eine wichtige Rolle, ebenso wie die Sorge um ihre Zerstörung. Das ist eine fulminante Stärke des Romans: Es gelingt Valeria Luiselli beinahe anstrengungslos, Erd- und Menschheitsgeschichte mit der Intimsphäre der Mutter-Tochter-Beziehung zu verschmelzen.

Die Tonspur der Bedrohung

Schon als sie auf Sizilien angekommen waren, wurden die Winde der Gegend aufgerufen, der Scirocco, der Mistral, der Mezzogiorno, der Levante. Das Grollen des Ätna, Radioberichte, die bereits im Taxi von Ausbrüchen kündeten, unterlegen die Reise mit einer Tonspur der Bedrohung. Die Leser können das anhand der Audiofiles miterleben. So etwa klingt der Ätna, aufgenommen mit einem Geophone, einem mikrofonähnlichen Gerät, das seismische Erschütterungen hörbar macht.

[Soundbeispiel Etna, Crater (Geophone)]

Als der Pianist, dem die Erzählerin den Spitznamen „Tourist“ gegeben hat, von seiner Tournee zurückkommt, wohnen sie zu dritt in seiner Wohnung in Catania. Die Mutter schleicht nachts in sein Bett oder sie lieben sich auf anderen Möbelstücken der Wohnung. Die Tochter verhält sich diskret, als merke sie nichts.

Doch eines Tages hat die Erzählerin blaue Flecken. Als die Tochter bei einem gemeinsamen Ausflug zu den Zyklopeninseln von einer Qualle gestochen wird – „Medusa! Medusa!“, ruft eine Frau – bleibt der Pianist unbeteiligt auf seinem Handtuch sitzen. Ein Grund mehr, mit der Tochter aufzubrechen. In einem gemieteten roten Fiat begeben sie sich auf die Spuren der sizilianischen Groß- beziehungsweise Urgroßmutter, die mit zweiundzwanzig Sizilien verließ und nach Mexiko emigrierte.

Archäologische Funde und eine unwägare Reise übers Meer

„Sie wurde in einem Ort namens Philosophiana geboren, war Bäuerin und sammelte alte Gegenstände, die sie vergraben auf den Feldern fand. Mit einundzwanzig verkleidete sie sich als Mann und heuerte als Tagelöhner bei archäologischen Ausgrabungen in der Nähe ihres Hauses an, war dort an wichtigen Funden beteiligt, aber dann flog ihre Verkleidung auf, sie wurde gefeuert und beschloss auszuwandern. [...] In ihren Siebzigern verlor sie ihr Gedächtnis. 1989 starb sie allein in einer Irrenanstalt in Mexico City.“

Auch Anfang des 20. Jahrhunderts gab es Armutsflüchtlinge, die per Boot ihr Glück auf einem anderen Kontinent suchten, erinnert uns die Erzählerin. Nur ging diese Reise damals weg von Europa. Wie in „Archiv der verlorenen Kinder“, dem ersten Roman, den Valeria Luiselli nicht mehr auf Spanisch, sondern auf Englisch geschrieben hat, ist Migration auch in „Anfang Mitte Ende“ ein wichtiges Thema.

Erzählte der Vorgängerroman von den vielen unbegleiteten Kindern aus Mexiko und Zentralamerika, die in den Vereinigten Staaten nahezu spurlos verschwinden, ist in „Anfang Mitte Ende“ die Flucht per Boot das zentrale Migrationsmotiv. Dabei geht es nicht nur um die aktuellen Lager für Geflüchtete im Mittelmeerraum. Die Unwägbarkeit einer Reise mit dem Boot wird auch als literarisches Motiv gestaltet. Intensiv wird der Schiffbruch der Großmutter in stürmischer See imaginiert. Mehrere Tage trieb sie im Golf von Mexiko, eine Boje, ihr „kleines Wunder“, wie sie es nannte, wurde ihre Rettung, bevor ein mexikanisches Passagierschiff sie an Land brachte.

Hintergrundrauschen für das Epos der Natur

Ein Mosaik, das Proteus darstellt, einen Meeresgott der griechischen Mythologie, hatte die Großmutter bei den Ausgrabungen heimlich aus Rache entwendet. Den Ruhm bekamen immer nur die Archäologen, nicht die eigentlichen Finder, die als Hilfskräfte namenlos blieben. Ihre Enkelin nahm das Mosaik als Talisman mit nach Europa, ihre Urenkelin will es an den Ort zurückbringen, woher es stammt. Dieses Mosaik, auf dem Proteus zu weinen scheint, ist eines der starken Dingsymbole des Romans. In ihm fließen Familiengeschichte und Menschheitsgeschichte zusammen. Es ist auch immer wieder Anlass für die zahlreichen Gespräche zwischen Mutter und Tochter über Mythologie, über Fragen der Moral, über Ängste, Aberglauben, Vorahnungen, Gewalt und Natur.

„Wir leben, als wären Landschaft und Geografie der Hintergrund, vor dem sich unsere menschlichen Tragikomödien abspielen, doch in Wahrheit sind unsere Geschichten nur ein schwacher Hintergrund für das weitaus größere Epos der Natur.“

Die Tochter ist eine ernsthafte Leserin. Aus der Bibliothek des Pianisten hat sie die „Naturkunde“ von Plinius dem Älteren entwendet, auch „Geheimnisse des Meeres“ der US-amerikanischen Biologin Rachel Carson, die als Pionierin der Umweltbewegung gilt, ein Geschenk ihrer Großmutter, liest sie mit Leidenschaft. Nach dem Besuch der berühmten Villa Romana del Casale im Herzen Siziliens ist sie sich nicht mehr sicher, dass das Mosaik tatsächlich an diesen Ort gehört. Müsste man es nicht eher den Nordafrikanern zurückgeben, die einst das Material lieferten und als Handwerker gearbeitet haben? Wäre dafür eine Zeitreise nötig? Die Erzählerin fasst die Tiefe ihrer Besorgnis in ein starkes Bild:

„Es ist schwierig: sich in einer Zeit wie dieser etwas vorzustellen und neu zu gestalten. Ich möchte über das Gefühl von Verlust schreiben, erwarteten Verlust, aber auch über all die Dinge, die gerettet werden können. Über das Ende der Zeit, wie wir es einst kannten, über das Ende der linearen Zeit, darüber, in der Zeit festzusitzen, anstatt sich mit ihr zu bewegen, weil wir vielleicht zu sehr in den Fäden künftiger Trauer verstrickt sind.“

Kein Memoir

Wie werden Erinnerungen geformt und überliefert, was kann das Gedächtnis leisten, sowohl das individuelle Gedächtnis als auch das einer – gerne hybriden – Kultur? Valeria Luisellis Roman „Anfang Mitte Ende“ ist ein auffallender Stein im facettenreichen Mosaik so vieler einfallsreicher Bücher, in denen Schriftstellerinnen ihr Schreiben ins Verhältnis zum Mütterlichen setzen. Das reicht von der französischen Nobelpreisträgerin Annie Ernaux über die Britin Rachel Cusk, die US-Amerikanerinnen Maggie Nelson und Kate Zambreno bis hin zur Kanadierin Sheila Heiti, die keine Kinder will, um sich ganz dem Schreiben zu widmen.

Dabei ist „Anfang Mitte Ende“ explizit kein Memoir. Die eigenen Erfahrungen fruchtbar machen und sich dennoch dem Trend zur Autofiktion verweigern, ist momentan fast ein Alleinstellungsmerkmal dieser großartigen Schriftstellerin. In Mexico City geboren, wuchs sie in den USA, Südkorea, Südafrika und Indien auf. Sie kennt das Gefühl, entwurzelt zu sein, allerdings aus einer privilegierten Perspektive, ihr Vater war Diplomat.

Literatur wird von Erfahrungen belebt, aber gemacht wird sie aus Sprache. Bei Valeria Luiselli kann man beobachten, wie sprachliche Bilder Wirklichkeiten schaffen. Etwa, wenn sie erkundet, was die Mutter bedeutet, lange bevor ein Kind das ausdrücken kann. Die Sorge um eine mögliche Demenz ihrer Mutter verbindet sich für die Erzählerin mit einem Glücksbild, in dem die maritime Symbolik mit mütterlicher Stärke verbunden wird. Sie erinnert sich, wie ihr die Mutter im Pazifik das Schwimmen beibrachte:

„Ich glaube, damals nahm ich sie als übernatürliches Wesen wahr: Ihre Schönheit, ihr lockeres, unbefangenes Lachen, ihr langes, verschlungenes Haar, ihre Geschmeidigkeit im Wasser, die Macht ihrer Worte und worauf sie mich hinwiesen, verliehen der Welt eine perfekte irdische Schwere und zugleich eine mythologische Zeitlosigkeit, auch wenn ich das damals natürlich alles nicht richtig verstand. Aber ich spüre es im Nachhinein, in der Eindringlichkeit meiner Erinnerungen. [...] Ich kann nicht genau beschreiben, was sie mir gab, aber mein ganzes Schreiben ist ein Versuch, es wiederzufinden.“

„Anfang Mitte Ende“ ist ein wunderbarer Roman über das besondere Verhältnis zwischen Müttern und Töchtern. Und ein weiterer Meilenstein im großartigen Werk Valeria Luisellis, dessen Bilder von Geborgenheit und intimer Vertrautheit der Angst vor drohenden Katastrophen abgerungen sind.